

MUSIK
Oscar-Gewinner
Marvin Hamlisch
ist gestorben

Marvin Hamlisch, der unter anderem die Musik des Broadway-Musicals „A Chorus Line“ verfasste, ist im Alter von 68 Jahren gestorben. Der amerikanische Komponist starb am Montagabend in Los Angeles, wie sein Sprecher Ray Costa mitteilte. Zur Todesursache äußerte sich Costa nicht.

Hamlisch war einer der wenigen Künstler, die mit allen vier wichtigsten US-Preisen im Showbusiness ausgezeichnet wurden: Er erhielt dreimal den Oscar – allesamt bei der Filmpreis-Verleihung 1974 – sowie viermal den Musikpreis Grammy, vier Emmy-TV-Preise und einen Theaterpreis Tony. Seine Kompositionen für das Erfolgsmusical „A Chorus Line“ von 1975 brachten ihm neben dem Tony auch den begehrten Pulitzerpreis ein.

Für über 40 Filme schrieb Hamlisch die Musik, darunter der James-Bond-Film „Der Spion, der mich liebte“ von 1977 und „Frankie und Johnny“ von 1991. Zuletzt hatte er die Musik zum Steven-Soderbergh-Film „Der Informant“ aus dem Jahr 2009 komponiert. Marvin Hamlisch war ein enger Freund der US-Schauspielerinnen und Sängerinnen Barbra Streisand, für die er unter anderem 1994 eine Tournee in den USA und Großbritannien organisierte.

Sein Tod riss Hamlisch aus dem aktiven Leben: Er war gerade mit den Vorbereitungen für ein neues Musical, „Gotta Dance“, beschäftigt gewesen, zudem wollte er die Musik für Soderberghs Fernsehfilm „Liberace“ komponieren, für den derzeit Matt Damon und Michael Douglas vor der Kamera stehen. (afp)



Marvin Hamlisch

BILD: DAPD

NOTIERT

David Cameron, britischer Schauspieler, ist am Dienstag im Alter von 79 Jahren in Wien gestorben. Cameron war in zweiter Ehe mit der Schauspielerin und Sängerin Hildegard Knef (1925–2002) verheiratet. Das Paar hat eine gemeinsame Tochter. Der Schauspieler wirkte in Kinofilmen wie „Die 1000 Augen des Dr. Mabuse“ und „Omen IV“ mit. Der am 21. Januar 1933 in London als Antonio Palastanga geborene Cameron war auch in deutschen und österreichischen Fernsehserien wie „Tatort“, „Kommissar Rex“ und „Schwarzwaldklinik“ zu sehen. (dpa)

Alf, außerirdische Fernsehlebensform, versucht sich zum ersten Mal als Kinoheld. Laut US-Branchendienst „The Hollywood Reporter“ hat sich das amerikanische Filmstudio Sony Pictures Animation die Rechte an der in den 80er Jahren ausgestrahlten Sitcom gesichert und plant, sie als Mischung aus Animation und Realfilm auf die Leinwand zu bringen. Produzent Jordan Kerner machte zuletzt die „Schlumpfe“ zu einem weltweiten Erfolg. Der Erfinder und Sprecher der Alf-Figur, Paul Fusco, soll ihm auch in der Verfilmung die Stimme leihen. (ksta)

Der Intendant mag alles, was teuer ist

FESTIVAL Start der Ära Pereira bei den Salzburger Festspielen: Finanziell geht es aufwärts, künstlerisch gibt es Flops

VON MICHAEL-GEORG MÜLLER

In Salzburg hat eine neue Ära begonnen – mit dem „Neo-Intendanten“ der Festspiele, wie Salzburger Alexander Pereira nennen. Nicht nur, weil der frühere Zürcher Opernchef jetzt Vorfestspiele mit sakralen Werken und einen Abschlussball am 1. September einführte. Vielmehr dauert das Festival länger als je zuvor.

„Seine“ Festspiele sollen weltweit die Nummer eins bleiben. Das sagt Pereira jedem laut und vernünftig. Erfolg ist der Kulturmanager Pereira gewohnt, von Zürich, wo er wie kein anderer Sponsoren aus Luxus- und Uhren-Branchen anzuwerben wusste. In 20 Jahren wurde daraus das System Pereira, um das ihn Kollegen rund um den Globus beneiden. Experimente

„Für gediegene Hochkultur öffnen die Sponsoren gerne ihre Brieftaschen“

mentelles Musiktheater, Avantgarde-Wagnisse, wie sie vom 17. August an Heiner Goebbels bei der Ruhrtriennale eingehen wird – Pereira ging sie nie ein.

Die bewährten Rezepte überträgt er nun auf Salzburg, bringt neue Schweizer Sponsoren mit, die gediegene Hochkultur gerne mit hohen sechststelligen Summen unterstützen. So will er den Etat am liebsten in zwei Jahren um 25 Prozent auf 64 Millionen Euro erhöhen. „Jedes Jahr nur neue Inszenierungen, keine Wiederholungen vom Vorjahr, selbst wenn sie gut ankommen“, lautet sein Motto. „Nur so bleiben wir die besten“, sagt er. In der Tat scheinen die Bayreuther Urenkelinnen einem Pereira kaum gewachsen.

Ein Machtmensch ist der 65-Jährige, der gerne mit seiner 25-jährigen Lebensgefährtin vor Premieren für die Kamera posiert. Auf dem roten Teppich bewegt er sich so selbstverständlich wie Stars, Politpromis und Superreiche, die Salzburgs Blitzlichtgewitter so lieben. Unvorstellbar unter seinen Vorgängern wie Gérard Mortier oder Jürgen Flimm, die



Salzburger „Zauberflöte“: Tamino (Bernard Richter) muss sich der Wölfe erwehren.

BILD: FESTSPIELE

sich als Künstler verstanden und den Glamour halt hinnahmen.

Pereira indes nutzt ihn, um Stärke zu demonstrieren. So scheut der gebürtige Wiener keine Konfrontation mit dem Festspiel-Kuratorium, pokert, droht mit Rücktritt, lenkt ein und erreicht immerhin das Placet für 60 Millionen für 2013. Dass er trickst, zwei Events auslagert und das Risiko vom finanzkräftigen Freundeskreis tragen lässt, ist kein Geheimnis. Was zählt, ist Erfolg. Zumindest wirtschaftlich hat er ihn: Allein mit dem Kartenverkauf der ersten zwei Wochen wird das Budgetziel erreicht. Von jetzt an wird verdient, heißt es, um auch 2013 erste Klasse zu verpflichten. Das hat's

hier noch nie gegeben. Und künstlerisch?

Im Opern- und Theaterbereich ist manches anders, aber nicht unbedingt besser geworden. Das spürt jeder, der sich eine Woche in das Premieren-Abenteuer stürzt. Bei den Sängern fallen noch mehr als früher die großen Namen auf. Pereira mag alle, die teuer sind: Netrebko, Kaufmann und Bartoli. Dass Netrebkos Ex-Tenor-Partner Rolando Villazon nach seiner Stimmkrise vor halbleerem Haus leise Mozart säuselt, schockiert nur Villazon-Fans. Aber die werden weniger.

Bei Opernregisseuren sind auch „No Names“ vertreten. Jens-Daniel Herzogs „Zauberflöte“ in der

Psychiatrie ist zwar seltsam und wenig überzeugend, dennoch ständig ausverkauft. Netrebko zieht immer, ebenso Kaufmann. Doch trotz seines Namens und der exzellenten, aber konservativen Regie von Sven Eric Bechtolf tut sich die „Ariadne auf Naxos“ an der Kasse schwer.

Verrechnet hat sich Pereira auch mit der Zauberflöte zweiter Teil – dem „Labyrinth“ von Peter von Winter. Die nämliche Personage tritt auf, Papageno gleich mit seiner gesamten Familie. Doch der Komponist war eben nur ein schwacher Epigone, alles klingt bei ihm ähnlich wie Mozart und „Zauberflöte“, geht aber ins Seifige und Fade. Klar, dass keine ein-

zige Melodie im Ohr bleibt. Musikalisch kann man auf diese Ausgrabung ebenso verzichten wie auf die drittklassigen Sänger und die kindlich naive, kunterbunte Inszenierung von Alexandra Liedtke. Die ist Gattin von Burgtheaterchef Matthias Hartmann, der für Pereira schon in Zürich inszenierte. Seilschaften, die gab's immer in Salzburg, traten aber noch nie so offen zutage wie unter Pereira.

Der einzige Clou bislang ist Andreea Brethas Regie des „Prinzen von Homburg“, denn die zweite Sprechtheater-Premiere, „Peer Gynt“ von Irina Brook, ist nicht mehr als ein süffiges, aber albernes Rockmusical über den Alt-Rockstar PG, der sich wie eine Rampensau dreieinhalb Stunden lang austobt und brüllt. Von den Sehnsüchten des ewigen Wanders und Suchers erfährt man wenig. Unterhaltung ist besser zu verkaufen als Tiefschürfendes. So die

„60 Pultstars verwandeln den Ort in knapp fünf Wochen in eine Weltstadt der Klassik“

Philosophie des Diplomatensohns Pereira, der einst in Frankfurt Rechenmaschinen von Olivetti verkaufte.

Und Orchester- und Solokonzerte? Die sind seit je ausverkauft. Die Wiener, Berliner, die aus Cleveland, das Amsterdamer Concertgebouw – es gibt keinen anderen Ort in der Welt, den die besten Orchester und Pultstars in knapp fünf Wochen in eine Weltstadt der Klassik verwandeln. Heuer sind es 60 Dirigenten, darunter Abbado, Mehta, Rattle. Auch die Altmeister Jansons und Haitink sind dabei. Gergiev und Barenboim treten im Festspielhaus gleich mehrfach auf das Podest. Barenboim, der hier vor 60 Jahren als zehnjähriger Pianist debütierte, gastiert auch mit seinem West-Eastern Divan Orchestra. Das spielt Beethovens Fünfte vor vollem Haus, voller Glut und Leidenschaft, prescht und drängt vor. Es musiziert so existenziell, wie man es sonst kaum erlebt, und verpasst Beethovens eine Verjüngungskur.

Hier trifft man kein Zeichen zweimal an

KUNST Havarierte Formen, manische Schriftzeichen – R. J. Kirsch in der Kölner Art Galerie 7

VON EMMANUEL VAN STEIN

Der Kölner Künstler R. J. Kirsch ist ein Mann mit vielen Gesichtern – und erstaunlich vielfältigen Ausdrucksmöglichkeiten. Dass seine so unterschiedlichen Malereien, Fotoarbeiten und Tuschezeichnungen ein einziger Gedanke verbindet, will eine Ausstellung in der Kölner Art Galerie 7 belegen, die Kirsch seit bald zehn Jahren ein Forum bietet. Kirschs Grundthema, so erklärt es die Galeristin Meike Knüppe, sei die „Veränderung der Formen, der Farben, von Licht und Schatten“.

Deutlich zu erkennen ist dies in den „Abstract“ betitelten Öl- und Acrylgemälden, auf denen sich die Farbe derart aufbauscht, dass die Leinwand eine beinahe haptische Qualität gewinnt und beispielsweise an ein zerknäultes Textil denken lässt. Noch bewusster wird Kirschs Auseinandersetzung mit der Form beziehungsweise mit dem Gegenteil davon, nämlich allerlei Deformationen, in einer Serie von gegenständlichen Ölskizzen: „Rhythmus der Statistik“ nennt der Künstler diese Bilder,



„Rhythmus der Statistik“ von R. J. Kirsch

BILD: GALERIE

auf denen havarierte Flugzeuge, Schiffe oder Fahrzeuge zu sehen sind. Die Vorlagen dazu stammen aus den Medien, wurden jedoch keineswegs voyeuristisch umgesetzt. Menschen sucht man auf diesen Bildern vergeblich. Kirsch analysiert vielmehr malerisch die Aggregatzustände sich verformender Materialien. Da wird der zufällige Unfall zum kalkulierten Einfall.

„Rhythmus der Statistik“ ist übrigens ein Titel, der auch zu den „Instant Movies“, großformatigen Tuschezeichnungen auf Papier, passen würde. Rhythmisch ordnet Kirsch winzige, selbst kreierte Kalligraphien neben- und übereinander. Was von weitem betrachtet wie eine minuziöse Schrift aussieht, entpuppt sich von Nahem als eine fast manisch aneinandergereihte Ansammlung unterschiedlichster Formen, Zeichen, Symbole und deren Variationen. Hier wird man kein Zeichen zweimal antreffen.

ART Galerie 7, St.-Apern-Str. 7. Bis zum 1. September Mi.–Fr. 13–18 Uhr, Sa. 12–16 Uhr.

EHRUNG

Kesten-Preis an Irina Khalip

Die weißrussische Journalistin Irina Khalip erhält den diesjährigen Hermann-Kesten-Preis. Die Korrespondentin der „Nowaja Gazeta“ in Minsk sei seit vielen Jahren für ihre engagierten Reportagen bekannt, teilte der Generalsekretär des PEN-Zentrums Deutschland, Herbert Wiesner, am Donnerstag in Darmstadt mit. Der Name der 43-Jährigen sei in Weißrussland ein Fanal des Widerstands. Sie sei Vorbild und bedürfe zugleich internationaler Hilfe.

Khalip und ihr Mann Andrej Sannikow, damaliger Präsidentschaftskandidat der Opposition, waren am Tag der Wahl am 19. Dezember 2010 wegen Wahlfälschung verhaftet worden. Sie muss ihre zweijährige Haftstrafe aber erst in zwei Jahren antreten, wenn ihr Sohn schulpflichtig ist, wie das PEN-Zentrum mitteilte.

Der Hermann-Kesten-Preis ist mit 10.000 Euro dotiert und wird am 11. November im Staatstheater Darmstadt verliehen. Er wird je zur Hälfte vom PEN-Zentrum und dem hessischen Kunstministerium gestiftet. (dapd)